Der Brief eines Betroffenen : ich gehöre zu den Armen

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Zeitlupe : für Menschen mit Lebenserfahrung**

Band (Jahr): **66 (1988)**

Heft 3

PDF erstellt am: **02.06.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-723114

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Der Brief eines Betroffenen:

Ich gehöre zu den Armen

Bei uns in der reichen Schweiz soll es 400 000 arme Menschen geben. So verkünden uns die Medien. Ich bin einer von diesen Armen. Gottlob erhalte ich die Mindestinvalidenrente nebst Ergänzungsleistung und Hilflosenentschädigung. Ein Sparbuch besitze ich nicht. Das ist auch gar nicht nötig, denn ich habe ja meine Mutter. Die sorgt für mich. Dieses Jahr werde ich 45 Jahre alt.

Als gesundes, kräftiges Baby kam ich zur Welt und wurde von meinen drei älteren Geschwistern nach Noten verwöhnt. Nach knapp einem halben Jahr hatte ich ein Gehirnfieber, welches mir in der Folge etliche Leitungen im Kopf oben verstopfte. Immerhin ging ich drei Jahre lang mit den andern Kindern in den nahe gelegenen Kindergarten. Dann erklärte ein Psychiater, der es ja wissen musste, dass es an der Zeit sei, mich in eine Sonderschule zu geben. Um mich für das Leben auszurüsten, wie er sagte. Oh, heije, das war nicht gut für mich, diese Trennung von meinem Zuhause. Ich sprach ein halbes Jahr lang kein Wort, nässte die Hosen und das Bett (ich war sauber vorher), so setzte mir der Trennungsschock zu. Meiner Mutter soll es auch schlimm ergangen sein, wohl auch meinem Vater, aber Väter dürfen ja nicht weinen.

Ich will hier keinen Roman schreiben. Nur soviel: Sechs Jahre verbrachte ich in der Heimschule, und weil es damals noch keine IV-Versicherung gab, übernahmen meine Eltern die ganzen Kosten. Das muss ziemlich hart gewesen sein, denn Vater und Mutter waren zu stolz, um bei der Gemeinde oder sonstwo zu betteln.

Mit 16 Jahren musste ich dieses Heim verlassen. Es war recht schwierig, für mich etwas Passendes zu finden. Wohl hatten die Eltern versucht, mich daheim zu behalten, aber mein Arzt soll ihnen scheint's gesagt haben, sie hätten in erster Linie die Pflicht, gesund zu bleiben, um für mich sorgen zu können.

Schon beim ersten Mal, als ich das neue Heim besuchte, war ich begeistert, denn es hatte dort eine grosse Landwirtschaft mit viel Vieh, einen Neubau, in welchem ich mit andern behinderten Menschen fortan wohnen sollte (gottlob nicht in diesen alten Hütten nebenan). Ich habe es gern schön und gediegen, bin auch ausserordentlich sauber mit mir. Niemand bringt mich dazu, etwas Fleckiges oder Ungeflicktes anzuziehen. Man hat eben seine Mucken, gell? Ich übergehe die nächsten 20 Jahre. 1976 starb mein Vater. Es wagte niemand, mir das zu sagen, aber ich wusste es, schon weil er nicht mehr zu seinen regelmässigen Besuchen kam. Sie begriffen alle nicht, weshalb ich krank wurde, stark abmagerte, kaum mehr sprach und auch der Arzt mir nicht helfen konnte. Meine Mutter erklärte mir später, als ich nach dem Ätti fragte, er sei im Himmel, beim Nachbar Krüger. Ich habe seither nie mehr von meinem Vater gesprochen. Die Leute sagen, ich hätte nicht alle Tassen im Schrank, aber so viel weiss ich, dass es die Mutter traurig macht, wenn ich von Vati reden wollte.

Eines Tages holte mich die Mutter mit dem Auto ab, samt all meinen Habseligkeiten. Mutter hätte als Ausserkantonale monatlich auf einen Tätsch Fr. 500.– mehr für mich bezahlen sollen. Da meine Heimkosten unterdessen auf das Zehnfache (!) angestiegen waren, hatte Mutter in meinem Heimatkanton eine neue Bleibe für mich gefunden. Ich genoss damals – es sind schon wieder acht Jahre seither – diese lange Autofahrt ins neue Heim sehr. Mutters Ängste, ich würde «dumm» tun, waren umsonst. Mutter kam am Anfang jeden Tag zu mir, bis sie merkte, dass mir die Umstellung gefiel. Kein Pfleger schlägt hier seine «Kinder», keine hässige Pflegersfrau (sie war überfordert) putzte mich ab. Ich habe es ganz einfach schön hier.

Meine Mutter besucht mich fast jede Woche. Sie ist schon über 70 Jahre alt und – welch ein Glück – fährt immer noch prima Auto. Wir haben ein genaues Besuchsprogramm, ich lasse nicht zu, dass es abgeändert wird: Zuerst geht es ins Tea-Room. Dort erhalte ich ein Stück Schwarzwäldertorte und eine Ovo. Dann fahren wir zwei ganz allein miteinander aus, alles hintenherum, damit wir langsam fahren und unser Beisammensein geniessen können. Ich darf tuten, singe mit Mutti «Roti Rösli im Garte» und «Weisst Du, wieviel Sternlein stehen». Mutti drückt mir ganz fest meine Hand und sagt: *So* fest lieb habe ich Dich. Dann lache ich und bin glücklich. Ich bin wirklich kein Armer, auch wenn ich zu den 400 000 gezählt werde.

Päuli